

Vom deutschen Geist in einer Geschichte der deutschen Literatur.

Unter den neueren Gesamtdarstellungen der deutschen Literaturgeschichte zeichnet sich die von Vogt und Koch¹ im allgemeinen durch Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit des Tatsächlichen wie des Bibliographischen vorteilhaft aus. Ebendeshalb ist der Einfluß dieses ausdrücklich auf Stärkung der Vaterlandsliebe berechneten Buches nicht gering. Um so entschiedener muß dann aber gerade zu einer Zeit, wo zumal in akademischen Kreisen der vaterländische Gedanke alles in seinen Fann zieht, die Forderung erhoben werden, daß nicht als einfachhin deutscher Geist erscheine, was nur die Anschauung einer der zahlreichen deutschen Parteien ist. Dieser Forderung genügt das Buch leider nicht. Lieft man den ersten Band, dessen Verfasser der greise Marburger Germanist Friedrich Vogt ist, so könnte man fast meinen, etwas sei um so deutscher, je näher es dem Gedankenkreis der Lutherischen Reformation steht. Und für den Breslauer Germanist Max Koch, der den zweiten und dritten Band geschrieben hat, scheint echt deutsch ungefähr soviel zu sein wie preussisch, alldeutsch und liberal.

Ein gewisser Liberalismus ist beiden Gelehrten gemeinsam. Wie man bei Koch den abgebrauchten Schlagworten von mittelalterlicher Bevormundung der Wissenschaft durch die Theologie (II 130) und vom Rechte der großen Leidenschaft (III 121) oder der unbeschränkten Bewunderung von Lessings Wahrheitstreben in „Nathan dem Weisen“ begegnet, so spricht Vogt von der engen Schranke der kirchlichen Tradition (I 229) und von der vollen gelstigen Freiheit Goethes (I 345). Das sind nur wenige Beispiele einer Denkweise, die sich überall im Buche geltend macht, die aber bekanntlich sehr viele unzweifelhaft deutsche Männer und Frauen nicht teilen. Infolge dieser liberalen Auffassung muß Vogt natürlich an der Dogmatik Luthers Kritik üben (I 299 302), aber die Reformation erklärt er doch für „echt

germanisch“ (I 303), und in ihrem Geiste beurteilt er von Anfang an die Literatur des Mittelalters.

Den jungfräulichen Heldinnen der Dramen Hrotsviths wird die bräutliche Hiltgund des Walthariliedes gegenübergestellt wie der Fleischsucht die blühende Gesundheit. Das Urgut der deutschen Überlieferung biete der Kunst offenbar viel reichere Entwicklungsmöglichkeiten als die fremdländischen Stoffe der dichtenden Nonne (I 60). Aber daß Hrotsvith die ehelose Keuschheit verherrlicht, hat doch seinen Grund nicht darin, daß etwa in den lateinischen Quellen ihrer Dramen der Preis des Familienlebens nicht zu finden gewesen wäre, sondern sie will ja der klösterlichen Leserschaft ihr von Vogt freilich protestantisch gewertetes Standesideal zeigen! Und wie der Familiensinn kein ausschließlich deutscher Vorzug ist, so beweist die Geschichte durch tausend leuchtende Gestalten, daß deutsches Wesen sich auch mit christlicher Jungfräulichkeit sehr gut verträgt.

Ebenfalls mit protestantischen Augen ist das Deutschtum Wolframs von Eschenbach und Walthers von der Vogelweide gesehen. Nach Vogt (I 204) teilt Walthar in dem Spruche, mit dem er Otto von Braunschweig als Kaiser begrüßt, „dem Kaiser das Erdreich, Gott den Himmel, sich selbst die Rolle als Bote des himmlischen an den irdischen Herrscher zu“. Für den Papst sei da „so wenig wie in Wolframs Gralsstaat ein Platz“. Aber in Wolframs Gralsstaat ist auch für den Kaiser kein Platz, und wie Vogt daraus keine undeutsche Gesinnung Wolframs ableitet, so ist nicht einzusehen, mit welchem Recht er das aus der Conderart der Gralsfrage erklärlche Fehlen des Papstes unkirchlich deutet, zumal da Wolfram über Messe, Beicht, Fasten usw. ganz katholisch denkt. Nicht besser begründet ist Vogts un-katholische Auslegung zweier Sprüche Walthers an Otto. Aus der Begrüßung des Kaisers (in Pfeiffers Ausgabe Nr. 134) geht nur hervor, daß Walthar, wie das im Mittelalter so oft geschah, sich den staatlichen Wirkungen des Kirchenbannes nicht fügen wollte. Und wo Walthar dem Kaiser die Erde und Gott den Himmel zuteilt, macht er sich selber zum Überbringer der göttlichen Aufforderung zum Kreuzzug (Pfeiffer Nr. 135). Wer da die Erwähnung des Papstes vermisst, der müßte es auch wohl als unkirchlich empfinden, daß die ersten Kreuzfahrer gerufen haben: „Gott will es!“ und nicht: „Der Papst will es!“ Ähnlich schief

¹ Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Friedrich Vogt und Max Koch. Vierte, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Drei Bände. 8° (XXVIII u. 1134 S.) 182 Textabbildungen, 30 Tafeln, 40 Beilagen mit Drucken oder Handschriften. Leipzig 1918 bis 1920, Bibliographisches Institut.

ist die etwas verschleierte Behauptung Vogts, daß Walthar in einem Reich die kirchliche Mitwirkung bei der Sündenvergebung zu schmälern scheine (I 204). Tatsächlich drückt der Dichter nur den echt kirchlichen Gedanken aus, daß Sündenvergebung ohne Reue unmöglich sei, und er fleht deshalb Maria an, sie möge uns von Gott diese Reue erbitten (Weiffner Nr. 80).

Allerdings spricht das gelehrte Gewissen Vogts laut genug, um ihn zu der Anerkennung zu zwingen, daß es sich weder bei den Grübeleien Wolframs über Glaubenssätze, noch bei den Kampfliedern Walthers gegen Rom um grundsätzliche Verwerfung katholischer Lehren handelt. Aber solche Zugeständnisse haben hier wie in andern Fällen nach Umfang und Ton eine viel schwächere Wirkung als die gegen die katholische Kirche erhobenen und aus angeblich echt deutschem Wesen hergeleiteten Anklagen. Als ob sich das Mittelalter hindurch nicht auch bei Griechen, Provenzalen und Tschechen starke romfeindliche Bewegungen gezeigt hätten, und als ob in den vielen Streitigkeiten zwischen Deutschland und Rom die Deutschen immer nur ihre berechnigte Eigenart verteidigt hätten! Wie verschieden Anhänger und Gegner der Kirche gemessen werden, zeigt z. B. ein Vergleich der bitteren Worte über den geistlichen Verfasser der Kaiserchronik (I 89) oder über Thomas Murner (I 307) mit der schattenlosen Verherrlichung des doch wahrhaftig nicht schattenlosen Ulrich von Hutten (I 304 ff.).

Während Vogts Darstellung trotz allem verhältnismäßig ruhig ist, schlägt Koch mit Leidenschaft einen preußisch-alldeutschen Parteilan an. Wie schonend geht er an mehreren Stellen, die das Inhaltsverzeichnis ausweist, über die Kälte Friedrichs II. gegen die deutschen Dichter hinweg, und wie rücksichtslos, um nicht mehr zu sagen, schreibt er über die Stellung der Habsburger zu Deutschland (z. B. III 70 130 354)! Als Herolde echten Deutschtums werden unermüdlich Goethe, Richard Wagner und Houston Stewart Chamberlain aufgerufen. Aber Kochs helle Begeisterung gehört auch dem Flottenverein, den afrikanischen Kolonien, der Gewaltpolitik Friedrichs II. und Bismarcks, der Richtung Tirpitz-Ludendorff. Sogar der krankhafte Schwärmer Sand, der sich einbildete, durch die Erdolchung Rogebues eine deutsche Pflicht zu erfüllen, weckt „wegen der Ähnlichkeit der Tat des hochgestimmten, opferfreudigen Burschenschafters mit Vorfällen höchst gesteigerter Erregung in politischen Kämpfen der Gegenwart besondere Teilnahme“ (III 209)! Und nicht

genug, daß man alle paar Seiten auf ein politisches Bekenntnis stößt: manche Teile des dritten Bandes haben überhaupt kaum noch den Charakter einer Literaturgeschichte, sondern eher den einer deutschnationalen Parteilichschrift mit literarischen Belegen.

Kann eine so weit vom eigentlichen Zweck der Literaturgeschichte abführende Einstellung wissenschaftlich richtig sein? Das Vorwort verspricht, die Literaturgeschichte als „Teil der allgemeinen Geschichte eines Volkes . . . zu veranschaulichen, die nationale Entwicklung in den großen Strömungen wie in den einzelnen Erscheinungen des literarischen Lebens mit allen ihren wechselnden Bedingungen darzustellen“. Wie immer man dieses mehrdeutige Versprechen auffassen mag, um es einzulösen, muß wenigstens der Verlauf des literarischen Lebens selber deutlich dargestellt werden. Aber schon ein Blick auf die dürftigen Inhaltsverzeichnisse mit ihren vielfach unliterarischen Titeln verrät, daß die Entwicklungslinien besonders der nachmittelalterlichen Dichtung durchaus nicht klar herausgearbeitet sind. Man möchte glauben, daß gerade in dieser Hinsicht akademische Lehrer, die durch zahllose Einzelbemerkungen eine bewundernswerte Vertrautheit mit dem gewaltigen Stoffe bekunden, viel mehr hätten bieten können. Wenn auch die treibenden Kräfte, durch deren Zusammenwirken die dichterische Persönlichkeit wie Inhalt und Form des Kunstwerkes bestimmt werden, immer krauser durcheinanderlaufen, je mehr wir uns der Gegenwart nähern, so aussichtslos, wie Koch es mehrmals beklagt, ist mit unsern bibliographischen Hilfsmitteln die Entwirrung nicht. Wer literaturgeschichtlich arbeitet, kann bei weitem nicht alle Einzelheiten prüfen, aber er kann sehr wohl einige wesentliche Züge aller irgendwie auffallenden Strömungen feststellen, ihren Ursachen nachgehen, die Ergebnisse ordnen und so das literarische Leben als ein organisches Ganzes sichtbar werden lassen. Eine solche Literaturgeschichte um ihrer selbst willen wäre nach dem von Koch gerühmten Worte Richard Wagners echt deutsch gewesen (III 204).

Wollten die Verfasser sich an der Erklärung des deutschen literarischen Lebens aus seinen mannigfaltigen Ursachen nicht genügen lassen, wollten sie das vaterländische Empfinden ihrer Leser noch stärker aufrütteln, so wäre auch diese Aufgabe durch streng geschichtlichen Nachweis des Einflusses der Literatur auf andere Lebensgebiete wohl mit mehr Erfolg gelöst worden als durch noch so eindringliche Darlegung persönlicher Ansichten. Immerhin lassen sich bei

geschichtlichen Darstellungen größeren Stils Werturteile niemals ganz umgehen, und deshalb mußten die Verfasser sich klar vor Augen halten, daß weder ihre literarischen, noch ihre religiösen und sittlichen, noch ihre politischen Maßstäbe einfachhin deutsche Maßstäbe sind. Oder ist nur der Individualismus, von dem das Werk der Reformation lebt, deutsch — und nicht auch die Treue und der Sinn für Einordnung und Autorität, mit denen fast die Hälfte aller Deutschen zur alten Kirche hält? Und sind die undeutsch, die trotz der Anerkennung militärischer oder wirtschaftlicher Erfolge doch die Gerechtigkeit und überhaupt die sittlichen Werte auch im Staatsleben an die erste Stelle setzen? Hat nicht gerade die deutsche Literaturgeschichte wenig Anlaß, staatlichen Machtmitteln eine alles überragende Wichtigkeit beizumessen, da doch die Größen unserer literarischen Blütezeit dem von Koch gepriesenen Preußen Friedrichs II. durchweg nicht angehörten, und der waffengewaltigen Schöpfung Bismarcks der Ruhm einer glänzenden Literatur ebenfalls versagt blieb?

Mochten also Vogt und Koch ihre Überzeugungen für die allein richtigen oder für die dem deutschen Volke allein förderlichen halten, sie durften sich nicht schmeicheln, mit einer auf diesen Überzeugungen beruhenden Literaturgeschichte der im Vorwort als so sehr wünschenswert bezeichneten Zusammenfassung der Volkskraft zu dienen. Selbstverständlich würde eine vom katholischen oder vom sozialdemokratischen Standpunkt aus wertende Literaturgeschichte diesen Zweck ebensowenig erreichen. Der Begriff „deutsch“ aber läßt sich als Wertmaßstab überhaupt nicht verwenden, denn echt deutsch sind auch die deutschen Fehler. Was jemand als Vorzug oder als Fehler ansieht, hängt von seiner Weltanschauung ab. Und da es eine einheitliche deutsche Weltanschauung nicht gibt, müßten um der Wahrheit und des Friedens willen literarische und andere Werturteile wohl etwas weniger zuversichtlich, als leider von manchen beliebt wird, im Namen des deutschen Geistes gefällt werden.

Jakob Overmans S. J.

Ein Philosophenleben: Paul Deussen.

Das weltanschauliche System eines Philosophen ist nicht das Ergebnis einer rein logischen Gedankenarbeit; es entspringt den tiefen Gründen der Persönlichkeit, und alles, was auf diese formend einwirkt, fließt auch in etwa in das System ein. Die Person erklärt daher am besten das Werk.

Paul Deussen (1845—1919), der sich als unermüdlicher Erforscher der indischen Philosophie und als Bekämpfer Schopenhauers einen Namen gemacht hat, hat selbst seine Lebenserinnerungen aufgezeichnet, die wenige Jahre nach seinem Tode von seiner Tochter herausgegeben wurden¹. Aus ihnen kann man sehr gut das Werden dieses Philosophen erkennen.

Deussen verweilt mit einer ausgesprochenen Vorliebe bei seinen Jugendjahren, die er mit epischem Behagen schildert. Gerade diese Jahre lassen schon den späteren Entwicklungsgang erraten.

Wie sein Freund Friedrich Nietzsche, war auch Deussen Sprößling einer protestantischen Pfarrersfamilie, und das in zweifacher Weise. Sein Vater war Pfarrer in Oberdreis (Westertwald), und seine Mutter entstammte dem Pfarrhause in Wevelinghoven bei Neuß. Die materiellen Verhältnisse der Familie waren bescheiden, wenn nicht ärmlich zu nennen und boten den Kindern wenig Anregung. Auch die geistige Erziehung im Elternhause ließ manches zu wünschen übrig. Der Vater, der nach dem Urteil des Sohnes eher zu vielem ändern als zum Pfarrer berufen gewesen wäre, schien an seinen Kindern kein besonderes Interesse zu nehmen, vernachlässigte ihren Unterricht und war bei der Anstellung der Hauslehrer für sie wenig wählerisch. Seine Mutter war eine engherzige Pietistin, die ihre Kinder mit vielen Gebetsübungen plagte und ihnen beim Übergang zum Gymnasium „vor Gottes offenem Angesicht“ das Versprechen abnahm, niemals eine Konditorei zu besuchen. So wurde dem kleinen Paul die christliche Religion mehr äußerlich beigebracht; sie ist ihm niemals Herzenssache geworden.

Mit zwölf Jahren kam er auf das Gymnasium in Elberfeld. Er wohnte bei einer Familie, in deren Haus ein „bigotter Ton“ und wenig Freude herrschte. Über den Religionsunterricht der Schule urteilt er: „In der Religionsstunde, welche von dem strengen und unheimlich düstern Direktor Bacterwek erteilt wurde, ging es sehr ernst zu. Eine reichliche Ausgabe (Aufgabe?) von Liederwerfen und längeren Bibelstellen zum Auswendiglernen hielt uns von Stunde zu Stunde in Angst, bis wir dahinterkamen, daß sich auch bei diesem gefürchteten Schulmonarchen hinter dem Rücken des Vordermanns ablesen ließ. Im ganzen wurde durch diese Stunde der Schatz

¹ Paul Deussen, Mein Leben. Hrsg. von Dr. Erika Rosenthal-Deussen. (353 S.) (Leipzig 1922, F. A. Brockhaus.)